

jene sein, die Zulehner auch nennt, nämlich sicherzustellen, daß die „kirchlichen Gemeinschaften in der Spur des Evangeliums bleiben“ (191), was konkret wohl heißt: Zeichen und Werkzeug für die Einheit der Teilkirchen und Gemeinden mit der Gesamtkirche und durch deren Vermittlung mit Jesus Christus zu sein.

Das bedeutet eine Brückenbauerfunktion eigener Art, die heute besonders schwierig ist, nämlich jene zwischen den Gemeinden vor Ort und der zentralen kirchlichen Leitung. Auch diese Fragen zeigen: Dieses Buch ist eine große Herausforderung für die Praxis und die Theorie kirchlichen Lebens. *Paul Weiß*

Geschichte

LUTTERBACH, Hubertus: *Gotteskindschaft*. Kultur- und Sozialgeschichte eines kirchlichen Ideals. Freiburg: Herder 2003. 483 S. Gb. 45,-.

Wie fruchtbar es sein kann, einen theologischen Zentralbegriff auf seine kulturellen und sozialen Implikationen abzuhorchen, zeigt Hubertus Lutterbachs Gang durch 2000 Jahre abendländischer Christentumsgeschichte: Wenn Gotteskindschaft ein christliches „Schlüsselbild“ und „Ideal“ ist, kann sie zum roten Faden werden, an dem sich eine Vielfalt religiöser, liturgischer, ethischer, kultureller und sozialer Phänomene in Geschichte und Gegenwart unserer abendländischen Gesellschaft aufreihen läßt.

Lutterbachs Buch informiert nicht nur, es vermittelt auch in reichem Maß (teils überraschende) Einsichten. Es beginnt nach einleitenden Überlegungen zur Forschungsgeschichte, der Präzisierung der eigenen Forschungsinteressen sowie einem kurzen Blick auf die Vorstellungen von Gotteskindschaft in der heidnischen Philosophie und im Alten Testament mit einem Streifzug durch das Neue Testament. Darin wird in aller Kürze unter den Überschriften „... aus Gott geboren“ (Johannes), „Wir heißen Kinder Gottes und wir sind es“ (Paulus) und „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder“ (Evangelien) das biblische Fundament der folgenden Kapitel skizziert. Denn es geht Lutterbach nicht um Bibeltheologie, sondern um eine Kultur- und Sozialgeschichte des Kindes. Nun hat Gotteskindschaft, exegetisch und theologisch betrachtet, an und für sich mit Alter und Lebensjahren nichts zu tun. Ein Greis kann in der Nachfolge Jesu jugendlichen Elan entwickeln und ein verdrossener jugendlicher Christ alt aussehen. Aber das Ideal der „Gotteskindschaft“ fokussiert die christlich

orientierte Blickrichtung auf die Stellung des Kindes und die zahlreichen Konsequenzen, die sich aus der religiösen und gesellschaftlichen Bewertung des Kindesalters ergeben.

Was aus der im Neuen Testament aufgespürten Wurzel entstanden ist, entfaltet Lutterbach in den folgenden sechs Kapiteln. Nicht alles ist gleichgewichtig. Neben ausgesprochen innovativen ethischen Konsequenzen und gesetzgeberischen Maßnahmen – man denke an die von Anfang an in der Kirche geltenden Verbote der Kindstötung und Abtreibung sowie den Beginn der Fürsorge für Waisenkinder (vgl. 175–191) – stehen Absonderlichkeiten und Skurrilitäten mit Ausführungen über Kinderäbte, Kinderbischöfe, „Engelknaben“ und verschiedene Formen der Jesuskinderverehrung (vgl. 158–163; 217–229; 227–282). Unbezweifelbar kommt auch ein subjektives Element in die Auswahl und Gewichtung der einzelnen Themen durch die besonderen Vorlieben des Verfassers, über die er im Vorwort berichtet. Zum Beispiel geht die ausführliche Behandlung der Gotteskindschaft als Leitbild der Quäker auf persönliche Kontakte des Verfassers mit dieser Gruppe zurück (vgl. 262–270). Aber diese Unausgewogenheit macht zugleich den Reiz der Darstellung aus, die vielleicht nicht die Seriösität eines lexikalischen Abschlußberichts besitzt, dafür aber bunt wie das Leben ist.

Was alles geboten wird, läßt sich hier nicht aufzählen. Ein paar Hinweise, die Lust auf die Lektüre des Buchs machen, seien dennoch gegeben: Unübersehbar sind die Auswirkungen, welche die Einschätzung der Kindheitsphase auf die Verantwortung der Gesellschaft für Ausbildung und Schule besitzt. Pädagogische

Konzepte wie die von Pestalozzi oder Fröbel, selbst die Kinderrechtskonventionen von UNICEF sind ohne christlich inspirierte Vorstellungen von Lebensrecht und Würde der Kinder nicht denkbar. Solange man Kinder nur als rechtlich ungeschützte Wesen und unfertige Erwachsene betrachtete – wie weithin in der Spätantike üblich –, konnte es zu keiner angemessenen Bewertung der kindlichen „Gotteskinder“ kommen.

Über manche Einschätzungen Lutterbachs kann man, wenn man sie auf die historische Goldwaage legt, anderer Meinung sein. Die Konzentration auf einen „Schlüsselbegriff“ in einem thematischen und zeitlich unbegrenzten historischen Umfeld verleitet leicht dazu, das tatsächliche Gewicht des untersuchten Gegenstands überzubewerten. Die auf den Seiten 55 bis 59 untersuchte Taufrelevanz des Hirtenbildes etwa dürfte marginal sein im Vergleich zu seiner sepulkralen Bedeutung. Auch der auf den Seiten 64 bis 69 betrachtete Mutteraspekt im Kirchenbild der nordafrikanischen Theologie des dritten Jahrhunderts dürfte weniger mit einer Aufwertung der Kinder, als vielmehr mit dem Weisungsanspruch der kirchlichen Hierarchie zu tun haben.

Aber solche Beobachtungen, ebenso der Wunsch nach umfangreicheren Informationen – zum Beispiel über Kinderfreundlichkeit bzw. Kinderfeindlichkeit in der spätantiken Gesellschaft oder die Gründe für den Verzicht auf die Ausbildung eines eigenen christlichen Schulbetriebs zumindest in den großstädtischen Gemeinden – beeinträchtigen nicht den Respekt vor diesem Buch, dessen Lektüre fesselt und reichen Gewinn verspricht. Vielleicht regt es ergänzende soziologische Untersuchungen an. Schon jetzt bietet der Beitrag von Emiel Eyben, Jugend (in: Reallexikon für Antike und Christentum 19, 2001, 388–422) für die Zeit der Spätantike ergänzendes Material.

Ernst Dassmann

SÁNCHEZ, José M.: *Pius XII. und der Holocaust. Anatomie einer Debatte*. Paderborn: Schöningh 2003. 167 S. Br. 14,90.

Ein Konsens ist nicht absehbar. Journalisten und Historiker haben sich längst auf Papst Pius

XII. eingeschossen als „verlockende Zielscheibe für diejenigen die gegen den Klerikalismus, das Papsttum, die Kirche, die Geistlichkeit oder einfach gegen das autoritäre System sind“ (145). Das Buch beginnt mit einer politischen Kurzbiographie des Papstes, gibt dann einen Überblick über die Quellen, die Sekundärliteratur und die „Verwirrung über Ziele und Mittel des päpstlichen Amtes“ (22). José M. Sánchez, Historiker an der St. Louis University in den USA, entlarvt den Irrtum und Mythos, der Papst hätte die absolute Kontrolle über den katholischen Klerus. Darüber hinaus geht er auch auf das Problem der Nuntien ein und stellt kritisch die Frage, warum ein so schwacher Nuntius wie Cesare Orsenigo nicht aus Deutschland abberufen wurde.

Die Quellen werden systematisch dargestellt und überzeugend bewertet, die Argumentation der Sekundärliteratur analysiert und aufgeschlüsselt. Dabei scheut sich Sánchez nicht, auf manipulierende Argumente wie vermeintliche Kirchenbindung der Autoren, die Eigendynamik der Hochhuth-Debatte und die Interessen im Hintergrund einzugehen. Wer mag schon Zeitzeugen hinterfragen, die von Begegnungen berichten? Dennoch geht der Autor vorsichtig mit Bewertungen um. Stattdessen läßt er nach der Aufzählung der Thesen, der Quellen und Literatur die Fragen offen für den Leser stehen und erhebt auch nicht den Anspruch, die Kontroverse um Pius XII. endgültig zu klären.

Wo andere Autoren die Funktionen eines Papstes bzw. verschiedene Kirchenbilder gegeneinander ausspielen, differenziert Sánchez präzise zwischen dem Pontifex als Kirchenoberhaupt und als Stellvertreter Christi: „Diese beiden Pflichten – Stellvertreter Christi und Oberhaupt der Kirche zu sein – vermochte er nicht in Einklang zu bringen, um die Kritiker zufrieden zu stellen, die seine Rolle während des Kriegs später beurteilten“ (139).

Sánchez gliedert seine Darstellung der Piacelli-Debatte anhand der gängigen Thesen: Was wußte der Vatikan? Wie äußerte sich der Papst? Welche Auswirkungen hatten die Diplomatie des Vatikans, die Angst vor dem Kommunismus und die Bemühungen um eine Vermittler-Funk-